

# Kriegstage in Calais

Autor(en): **Pappe, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 40

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648544>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er sich Dr. phil. Cato Kern schrieb und Junggefelle war. Das war seine Privatangelegenheit. Nein. Nicht deswegen. Er ging mir auf die Nerven, weil er so geschickt war wie die dreihundert oder vierhundert Millionen Menschen auf dem Erdball zusammen. Wenn tatsächlich Eigendünkel riecht, dann mußte er in dicken duftenden Schwaden herumwandeln!

Mir ging er auf die Nerven. Und wenn ich ihn von weitem erspähte, trachtete ich es einzurichten, daß wir reibungslos aneinander vorbeikamen. Auf der Hauptstraße ließ sich das ganz gut einrichten. Aber in den engen Nebengassen, da muß man aufeinanderprallen.

Einmal trafen wir uns im „Kronenstübchen“. Es gab kein Ausweichen. Ich mußte mich zu ihm hinsetzen an den Tisch, an dem der einzige freie Stuhl noch zur Verfügung stand. Und allsogleich begann er sich zu rühmen und die Menschen im allgemeinen geringschätzig herabzuwürdigen und im speziellen zu verspotten.

Wohl oder übel mußte ich ihm — wenigstens mit einem Ohr — zuhören. Zum Mitreden kam ich in den ersten fünfundsiebzig Minuten nicht.

„Ja, ja, die Menschen von heute!“ Ein abgrundtiefer Seufzer quoll gurgelnd aus seinem innersten Innern. „Sie gehen durchs Leben wie Maulwürfe. Sie schlafen mit offenen Augen. Die Menschen von heute sind überhaupt keine Menschen mehr.“

Er machte eine Pause von vier Sekunden, um dann im Brustton noch größerer Überzeugung weiter zu fahren:

„Wo ich geh und steh, halte ich die Augen offen, und offen sind auch alle meine Sinne. Nichts entgeht mir. Auch die kleinste Kleinigkeit nicht. Für mich gibt es überhaupt keine Kleinigkeit!“

Jetzt hätte ich vor Respekt vergehen müssen wie die Butter in der heißen Pfanne. Statt dessen ließ ich mir ein neues Bier bringen und — ganz plötzlich bat ich den Dr. phil. Cato Kern, mir für zwei Minuten seine Uhr zu leihen.

Der große Psychologe sah mich groß an und meinte: „Sie wollen doch nicht...? Sie sind doch kein Thurgauer?“

„Aber, das wissen Sie doch, Herr Doktor! Ihre psychologische Fähigkeit hat Ihnen ja längst verraten, daß ich Berner bin!“

Ich sagte es ziemlich laut.

An den nächsten Tischen wurde man aufmerksam auf uns.

Der große Psychologe lächelte geschmeichelt. Ungefäunt zog er seine Uhr aus der Westentasche und hatte sie aus der Kette. Ich sah sie mir eine Weile an und fragte ihn dann:

„Können Sie mir sagen, Herr Doktor, wie auf Ihrer Uhr — übrigens ein tadelloses Werk, muß ich sagen — also wie auf Ihrer Uhr die „Drei“ aussieht?“

Mein Gegenüber zog die Brauen zusammen, sah, nachdem

er die Stirne in Doppelfalten gelegt, nach der gegenüberliegenden Wand, als sei dort die „Drei“ eingemeißelt, nickte zweimal, zog ein Taschenbuch heraus, riß daraus ein Blatt und malte darauf eine schöne römische „Drei“.

„So!“

Mit großer Pose reichte er mir das Blatt.

„Falsch, Herr Doktor!“ sagte ich laut, „diese Uhr, die Sie tagtäglich einige Duzend Male ansehen, hat — arabische Ziffern!“

„Ach ja. — Ganz richtig!“ bekräftigte er rasch und strich auf dem zurückgegebenen Blatt die römische „Drei“ durch.

Ich forschte weiter.

„Und wie sieht denn die ‚Bier‘ aus?“

„Die — ‚Bier‘?“

Langsam setzte er seine Füllfeder an, überlegte dann aber sekundenlang, ob er der arabischen „Bier“ ihre obere Balken offen lassen oder ob er sie schließen sollte.

Er schloß sie.

„Falsch!“

„D — — — —“

Zürnen Sie mir nicht, Herr Doktor. Sie hatten recht vorhin. Die Uhr hat in der Tat römische Ziffern!“

Er brummte. Was er brummte, verstand ich nicht. Dann pinfelte er zaudernd eine römische „Bier“ hin: Eine „Fünf“ und davor ein „Eins“.

„Falsch!“

„D — — — —“

„Die ‚Bier‘ besteht aus vier senkrechten Strichen!“

Eine rote Welle schlug ihm ins Gesicht.

„Und wie sieht die ‚Sechs‘ aus?“

Diesmal war er seiner Sache sicher.

„Sechs senkrechte Striche natürlich nicht. Aber eine ‚Fünf‘ und ein Strich!“ triumphierte er.

„Falsch!“

Das Wort kam mir heißend aus dem Munde.

„Falsch? — — —“

Das Wort blieb ihm im Halse stecken.

„Die ‚Sechs‘ fehlt“, lachte ich, „sie fehlt auf den meisten Taschenuhren. Das Ziffernblättchen für den Sekundenzeiger hat dort seinen Platz.“

Hahaha!

Die Stammrunde lachte hell auf. Die Scheiben des „Kronenstübchens“ erzitterten.

Ins Zittern hinein erscholl des Doktor phil.'s Stimme: „Fräulein, möchte zahlen!“

Seitdem brauche ich ihm nicht mehr auszuweichen.

Er — weicht — mir — aus!

## Kriegstage in Calais

Aus meinem Tagebuch, erzählt von Franz Pappé, Bern

Eine große Anzahl junger Männer, besonders die schnellerfühlenden, rennen ohne zu überlegen davon. Viele kommen nie mehr zurück. Sie alle laufen dem Feind direkt in die Arme, indem sie bei Etaple und Abbéville ins Feuer geraten.

Mich packt plötzlich der Gedanke, den letzten Ausweg aus diesem Wespennest über England zu versuchen. Huch an den Hafen! Handelskutter und kleinere Boote liegen vor Anker und in Scharen strömen die Flüchtlinge dahin. Von niemandem wird ein Papier oder Paß verlangt, einfach aufspringen. Jedes Schiff ist übervoll. Dieser Sache ist schon gar nicht zu trauen. Noch am letzten Tag vor dem Fall Calais' spreche ich morgens um 5 Uhr mit einem englischen Offizier am Hafen. Der Marine-Offizier erwidert auf all mein Fragen und Reden nur mit einem kalten „No“. Eine Anzahl Flüchtlinge, die auf ihn einreden, und darauf beharren, werden von je einem englischen Soldaten mit

einem Gewehr im Rücken fortgetrieben. Schon feuert die englische Marine über die Stadt hinweg, die schweren Batterien außerhalb lassen ihre Geschosse auf den herannahenden Feind los.

Wir haben Freitag, den 20. Mai, abends 7 Uhr. Der Feuerlärm ist verstummt, das Gefecht abgebrochen, die englischen Motortwagen und der letzte der 53 großen Tanks ziehen sich in rasendem Tempo in der Richtung zum Hafen zurück. Schon ist die Stadt zur Straßenverteidigung hergerichtet, alle Straßen werden mit den großen Material-Camions verbarriadiert. Totenstille bricht ein.

Mit dem Führer des erwähnten letzten Tanks hatte ich Gelegenheit zu sprechen, wobei er erklärte, daß er mit seinen 3 Mann 3 Tage und 3 Nächte sozusagen ohne zu schlafen, ohne zu essen, in diesem Ungeheuer weilte. In ihren Kämpfen hätte

er 6 große deutsche Tanks niedergemacht, wurde aber selbst stark beschossen. Im letzten Augenblick wollte er noch Kameraden zu Hilfe eilen und, obgleich er die Führung von seinem Offizier verloren hatte, selbständig eingreifen. (5 Tage später höre ich im Radio London denselben Mann über seine Kämpfe vor Calais sprechen.)

Stille vor dem Sturm! Und wahrlich, der Sturm folgt in seiner ganzen Wucht. Nach zwei Stunden unheimlicher Ruhe mache ich endlich mal einen Schritt vor das Haus — verdammt — fast erhalte ich einen Schuß in den Schenkel. Ich verschwinde rasch, mit den Fäusten im Saß. Mein Nachbar ruft noch aus: „Voilà certainement des soldats hollandais!“ Ich ziehe ihn am Kragen und schärfe ihm ein, das sei nun mal der richtige Feind, deutsche Soldaten. Der gute Franzose glaubt es kaum. Und mein Los, Eingeschlossenheit, Exil — gibt es keine Rettung mehr? Ach nein, es beneiden mich ja alle um mein Schweizerbürgerrecht.

In der Stadt knallt es in allen Ecken. Die Deutschen, die die ganze Nacht um mein Wohnhaus waren und es unsicher machten, gehen kühn und wohl organisiert vor, einfach drauf los. Zu seiner Waffe trägt ein jeder Soldat ein paar Handgranaten in seinen Stiefeln. In meiner Nähe wird aus einem Haus geschossen. Eine Handgranate — und das Gebäude aus ziemlich schlechtem Material fällt in Trümmer zusammen. Trotz des Gefechtes in den Straßen und den gelegentlichen Bombardierungen „rückte“ ich auch in die Stadt vor, werde aber an der Feuerlinie angehalten und muß meine Papiere vorweisen. „Den Kerlen wollen wir schon zeigen wer wir sind! Jetzt geht's mal anders zu als 1914—1918; wir lassen uns nicht mehr knechten.“ Dies sind die ersten harten Worte eines deutschen Soldaten. Einen Augenblick später stelle ich einen Offizier und befrage ihn nach der Möglichkeit eines Transportes in die Schweiz. „Oh mein junger Mann, jetzt haben wir Krieg. Wir müssen noch den unbefestigten Stadtteil vernichten. Gehen Sie ruhig durch das von uns genommene Gebiet“, lautet die unbefriedigende Antwort.

Wange Stunden werden in Calais zugebracht; es herrscht unerbittlicher Krieg in seinen totalitären Ausmaßen. Wir haben den 25. Mai, ein Samstag. Nachmittags geben die Deutschen den Straßenkampf auf, die Zitadelle wehrt sich wie der Teufel. Da überfliegt um 17.00 Uhr ein Flugzeug die Nord-Stadt, nachdem sich die letzten Luftkämpfe über unseren Köpfen abspielten, und wirft Flugzettel mit einem einstündigen Ultimatum ab. Punkt sechs Uhr bricht das Zerstörungsfeuer der schweren Batterien aus, und zwar in aller Wucht. Ueber unseren Köpfen pfeifen nun die deutschen schweren Geschosse hinweg, stundenlang ohne Unterbruch, gefolgt von heftigen Detonationen in der Nord-Stadt. Zwischenhinein erscheinen die Bombenflugzeuge und lassen ihre unliebsame Last fallen. Die Brände mehren sich, die Löscharbeiten verschwinden; die Feuerwehrlente sind verdunstet oder gefangen genommen. Der Himmel bleibt die ganze Nacht und die darauffolgenden Nächte feuerrot. Kaum wird es Nacht.

Der Sonntag bringt eine großartige, aber recht fatale Überraschung. Nachdem die Nacht hindurch der große Geschütz- und Zerstörungslärm währte, soll der Höhepunkt des Höllenkraches

erst noch an diesem Feiertagsmorgen losbrechen. Beim Aufstehen erfährt mich plötzlich zum ersten Mal die Angst. Wer wird da nicht in Schrecken gejagt? Ein intensives, tiefdunkles Brummen wird hörbar, und siehe da — der Himmel verdunkelt sich, eine Anzahl von Bombengeschwader rückt an. Kaum nehme ich mir die Zeit, die etwa 200 zwei- und viermotorigen schwarzen Vögel, deutsche Bomber, zu zählen. Ich sehe noch, wie einige davon „ihre Saat“ austreuen, verziehe mich aber bald im Lauffschritt in den einzigen einigermaßen sicheren Keller von Calais; es ist wahrlich nicht geheuer, da mitzumachen! Der Boden zittert, unzählige Fensterscheiben klirren. Wie viele rufen in dieser schweren Stunde: Oh Gott, hab' Erbarmen mit uns! Das letzte Gericht scheint nahe zu sein. — Seltsam, daß sich nicht ein einziges englisches Flugzeug nähert, um dieser Zerstörungswut etwas Einhalt zu bieten.

Einige Tage später klettere ich auf den Schutt- und Trümmerhaufen von Calais-Nord herum. Es ist ein förmliches Klettern. Von Häusern und Straßen ist kaum mehr was zu bemerken. Das Schuhwerk wird dabei durchgerieben. Ein trostloser Anblick! Wie ruhmreich, da „ganze Arbeit“ geleistet zu haben. Der Menschen Hände Werk! Übler Rauch bläst mir entgegen. Ständig fallen Häusermauern ein, lodern neue Flammenherde auf. Die Keller sind zum größten Teil überschüttet oder eingestürzt. Wie viele Menschenleben liegen wohl darunter begraben? 100—120 Personen suchten manchmal Schutz in einem Keller. Leider gab es vor der Vernichtung keine Gelegenheit für die Zivilbevölkerung, sich zu retten. An einer Mauerdecke wartet mir eine rührende Szene: Ein alter, gebeugter Mann, mit Nasentropfen bis an den Boden, lehnt sich an die Mauer, gebückt, den Kopf eingefallen. Unter den Ziegelsteinen — oh Schauer — ragt ein Stück braune Masse und etwas wie ein Schädel hervor. Ein Häuflein Elend. Sein Weib, nun in Staub und Trümmer, wurde an dieser Stelle vom grausamen Tod erschlagen. Zwischen 3—4000 andern Zivilopfern, unschuldigen Wesen, erging es ebenso, und tausende von andern konnten nur ihre nackte Haut retten. Es muß systematisch gewütet haben, daß von einem ganzen Stadtteil kein Stein mehr auf dem andern liegt. Wunderbarerweise steht die Kirche „Notre Dame“ fest wie ein Fels noch da und ragt über alle Ruinen, über alles Elend hinaus.

Was die Menschheit erbaut, wird wieder von ihr zerstört. Ganze Völker, Kulturen, Städte werden durch Kriege vernichtet, aber ein starkes Gebäude, wie diese Kirche mitten in den Trümmern von Calais, steht immer noch mutig da: die christliche Gemeinde.

Seltsam, wie das französische Volk, das äußerlich dem Verfall nahe ist, immer wieder leiden muß und mit erstaunlicher Geduld diese Prüfungen erträgt. Sein Boden ist stets von Blut durchtränkt worden. Die Bürger von Calais vor 600 Jahren erlebten dasselbe Schicksal wie die heutigen. Das Denkmal der „Sechs Bürger von Calais“, von Rhodin, steht noch unberührt in seinem Schutzkeller, dafür sind 6 lebende Geißeln, Bürger von 1940, von den Eroberern in Haft genommen und für das Gebahren der Stadt verantwortlich.

Mögen unserem teuren Vaterland solche Schreckenstage erspart bleiben!

## Besonnte Stadt

Still träumt die Stadt im Sonnenglanz,  
Umwallt von grünen Hängen.  
Die Sommerfülle scheint den Kranz  
Der Gärten schier zu sprengen.

Der Strom fließt voll und klar vorbei  
Und mit gedämpftem Rauschen.  
Benommen von der Melodei,  
Scheint ihr die Stadt zu lauschen.

Und seltsam singt's im Glockenschlag  
Vom altersgrauen Dome:  
Halb wie der goldne Sommertag,  
Halb wie das Lied im Strome ...

Walter Dietiker.



Blick in das Innere einer von Brandbomben zerstörten Fabrik. Das ehemalige Fabrikator ist mit allen möglichen Eisentrümmern verbarrikiert. In Calais-Nord begegnete ich nur selten einem Gebäude, das noch so „wohl erhalten“ war, von dem noch so viele Steine aufeinander standen.



Zerstörer und ausgebrannter englischer Tank bei Calais — und zugleich das Grabmal seiner vierköpfigen Besatzung, die darin verbrannt ist. So stand er, mitten im schnittreifen Korn — . . . wie lange wird er wohl so auf dem Acker stehen?



Überall, wohin man wandert, trifft man frische Kriegergräber. Sie säumen alle Strassen und Wege im Küstengebiet von Calais. Oft tragen sie nur die ebenso lapidare wie erschütternde Inschrift „Soldat Français“, wie dieses Grab. „Le Soldat inconnu . . .“

# CALAIS . . .

Photos Franz Pappe



Die Kriegsgräber zweier Engländer und eines Belgiers, die fern ihrer Heimat die letzte Ruhestätte gefunden haben.